in der Mitte des königlichen Schmuckes ein Kreuz aus Juwelen zusammengesetzt, unter welchen man besonders drei und zwanzig bemerkte, von denen die fünf in dem Querbalken ohne Vergleich die schönsten waren, welche man sehen konnte. Diese Gabe schien so köstlich, daß man sie sogleich zum Krönungsschmuck der Dogen bestimmte, und außer jenem einem Tage sie in der Schatzkammer aufbewahrte. Damit aber die guten Nonnen des Anblickes ihres Geschenkes nicht beraubt würden, so ward es ferner beschlossen, daß es jährlich am Zachariastage aus dem Staatsschatze genommen, dem Dogen bei seinem Besuche der Kirche auf einem Präsentirteller überreicht, und so bei den Nonnen ausgestellt werden sollte; was auch pünktlich gehalten ward.

Seine andere große Bedeutung erhielt der Tag im Jahre 864 durch folgendes Ereigniß: Seit lange bestand in Venedig Zwiespalt unter mehreren Patrizierfamilien. Unter dem Dogen Tradonico brach er heftiger aus. Die Stadt ward zum Schlachtfeld; täglich trafen, täglich bekämpften sich die Parteien, Blut besudelte die Straßen und Kanäle. Umsonst suchte der Doge die Eintracht herzustellen. Indem er den Schein der Parteilichkeit vermeiden wollte, traf ihn der Verdacht und der Haß beider Parteien. Er gab Befehle, man gehorchte nicht. Er drohte und wurde verlacht. Ordnung und Sicherheit waren aus der Stadt verschwunden. Er wollte die Wiederspänstigkeit strafen, das erbitterte nur die Gemüther. Man murrte laut gegen den Dogen; man schrie über Gewaltthätigkeit und Tirannei. Endlich schritt man zu offnem Angriff. Am Zachariastage, im Augenblick als der Doge die Kirche verließ, mitten unter seinem Gefolge, stürzten die Verschwornen auf ihn ein. Umsonst war die Vertheidigung der Garden; er verschied unter den Dolchen der Verräther.

Gleich nach dem Mord ward in allgemeiner Versammlung Rath gehalten, die That für ein Majestätsverbrechen erklärt und drei Kommissarien zur Untersuchung des Herganges der Sache ernannt. Aber zugleich sollten Mittel ergriffen werden, daß hinfort kein Doge seine Gewalt mißbrauche. Die drei Kommissarien handelten ihr schwieriges Amt mit solcher Treue und Gewissenhaftigkeit, daß man sie für permanent erklärte, und diesen Triumviren den Namen der General-Advokaten (Avogadori di Comune) auftrug, über die Aufrechthaltung der Gesetze zu wachen und der öffentliche Sicherheit zur Stütze zu seyn.

Von der Zeit an erhielt der Besuch des Dogen in St. Zaccaria einen größern Pomp. Er begab sich nicht mehr zu Fuß nach dem Kloster, sondern fuhr mit seiner vergoldeten Gondel dahin, und die Brüderschaften harrten daselbst zu seinem Empfange.

V. Moral in Beispielen als Warnungstafel in Gefahren des Lebens, der Gesundheit und des häuslichen Glückes.

Schrecklich ist der Mensch im Zorne.

(Nach einer Chronik.)

Das uralte Geschlecht von Gussitsch, dessen Stamm schlecht Gussigrad, unweit Zwegg auf einer steilen Höhe durch mehr als 300 Jahre in Trümmern liegt, war schon unter den ersten Königen von Ungarn bekannt, hat fortan tapfere Kriegsmänner geliefert, sich aber nach Krain und im 17. Jahrhundert nach Steiermark ausgebreitet. Die Geschichte nennt uns einige Männer dieses Hauses, welche das Schwert gegen die Türken mit vielem Ruhm geführt haben. Die männlichen Sproßen versuchten ihr Glück nicht am Hofe, nicht in Erlangung von geistlichen Würden, nur mit dem Degen in der Faust im heißen Schlachtgewühl waren sie zu treffen, woher es auch kam, daß sie meist heftige, zornmüthige, fast rohe Menschen waren.

Es war im Jahre 1652 an einem neblichten Sommerabende. Ein kleiner Leiterwagen ungarischer Art, gezogen von zwei mageren Gäulen, rollte langsam an der Kirche von St. Leonhard vorbei, und näherte sich endlich der Stadt Grätz; auf diesem Fuhrwerke lag der junge Krieger Sigmund von Gussitsch, der sich in Ungarn auf dem Felde der Ehre tödtliche Wunden geholt hatte. Endlich hielt der Fuhrmann vor einem Hause der Spornergasse. Der Kranke wurde ins Haus getragen. Die herbei geholten Aerzte zweifelten an seiner Genesung, denn das Wundfieber war zu heftig, die Verblutung zu bedeutend. An seinem Lager weinten die Schwestern, der greise Oheim, eine trostlose Mutter, und die Verlobte des jungen Kriegers, der vor einem halben Jahre ins Feld gezogen war, um sich die Spornen zu verdienen; er sollte dann heimkehren und sich mit der schönen Justina von Soreck, einer reichen Waise, vermählen. Da kam er hin und erkannte nicht mehr seine Lieben, denn die Fieberglut umnebelte seinen Geist. Wohl fünf Wochen waren seit seiner Heimkehr verflossen und noch immer zeigte sich wenig Hoffnung für ihn. Endlich wich das Fieber der heilenden Kunst und den Kräften der Natur. Er blickte gerührt und liebevoll auf die theure

Justina, welche mit zärtlicher Hingebung am Schmerzenslager ihres Verlobten geharrt hatte. War Sigmund gleich nicht der Mann ihrer Wahl, so war ihr doch der Wunsch ihres verstorbenen Vaters heilig, und sie meinte mit Sigmund glücklich zu werden, obgleich ihr sein heftiges Gemüth nicht recht zusagen wollte. Erst in seiner Krankheit hatte sich Justina überzeugt, daß sie glühend und treu geliebt werde, denn nicht selten entschlüpfte dem Kranken in der Fieberhitze der Name Justina, welchen er stets mit inniger Zartheit aussprach. Namenlos war die Wonne seiner Angehörigen, als er sich allmälig besserte; die sanfte Justina nahm großen Antheil und sie war glücklich in dem Gedanken, daß die treue Pflege, welche sie dem Kranken erwies, vieles zu seiner schnelleren Genesung beigetragen habe; die gute Seele hätte doch wohl verdient glücklich zu seyn!

Sigmund war nun so weit hergestellt, daß er das Bett verlassen durfte. Er benutzte die schöne Zeit zu kleinen Ausflügen. Nicht selten begleitete ihn Justina. Nie hatte die Krankheit so wohlthätig auf das Gemüth des kranken Kriegers gewirkt! War er doch früher ein wilder, heftiger, barscher Junge gewesen, jetzt aber zeugten seine Worte und Handlungen von stiller Ueberlegung, Sanftmuth und Mäßigung. Justina bemerkte diese Verwandlung mit vieler Lust. Wäre es doch immer so geblieben!

Aber wenn Justina sich mit ihrem Bräutigam allein befand, fühlte sie die sonderbarste Unbehaglichkeit, ja was ihr selbst unerklärbar war, sie fürchtete sich vor ihm und schauderte zusammen, wenn der brennende Blick seines Auges sie traf. Ihr bedünkte dieser Flammenblick, welcher aus der Tiefe seines Herzens zu kommen schien, unheilverkündend, schauerlich und unheimlich. Und doch hatte sie sich überzeugt, daß sie heiß geliebt werde, daß Sigmund nur für sie glühe, daß sie selbst ja nur die Ursache dieser Feuerblicke seyn könne. Sie rechtete mit sich selbst, schalt sich eine Thörin, aber vergebens; sie konnte den sengend heißen Blick desselben doch nicht ertragen.

Nun war Sigmund ganz hergestellt. Es wurde das Vermählungsfest auf den künftigen Monat festgesetzt; doch je näher dieser Tag heranrückte, desto sonderbarer geberdete sich der Bräutigam. Sein wildes Gemüth entfaltete sich immer mehr, er wurde leidenschaftlicher denn je. Mit den Körperkräften kehrten auch die Fehler seines Gemüthes zurück, die er wohl einst mit Sorgfalt vor der Geliebten, nicht aber vor der Braut verbarg; dazu kam noch eine Entdeckung, die für sie mit Recht höchst schreckenvoll genannt werden konnte: der junge Mann hatte sich im Feldlager den übermäßigen Genuß geistiger Getränke zur Gewohnheit gemacht; dieser Umstand trug vieles bei zur Verschlimmerung seines Gemüthszustandes. Sprach Justina mit irgend einem jungen Manne, und dieses war nicht immer zu vermeiden, so brauste Sigmund in toller Leidenschaftlichkeit auf, überhäufte sie mit heftigen Ausdrücken und schonte Niemanden in seiner blinden Wuth. Justina gewann die Ueberzeugung, daß Sigmund nicht ihr Gatte werden könne, er war ihrer Achtung und Liebe nicht mehr würdig. Gern hätte sie mit ihm gebrochen und einem Manne entsagt, dessen rohe Eigenschaften mit edler Frauenliebe sich nicht vertrugen; doch hatte sie nicht den Muth mit ihm dieserwegen zu sprechen, und doch war die Sache viel zu zart, als daß sie ein Unterhändler hätte schlichten können.

An einem der schönsten Oktobertage 1652 fuhr Sigmund von Gussitsch mit seiner angebeteten Braut gegen Maria-Trost, wo er ein kleines Landgut besaß.

„Nur noch eine Nacht," rief er entzückt aus; „dann vereinigt uns der Segen des Priesters auf ewig."

Die Sonne wärmte mild das Thal, durch welches das Brautpaar langsam dahinfuhr. Sigmund war heute so weich, so sanft gestimmt. — Er war wirklich ein schöner Mann. Sein lichtbraunes Haar war sorgsam gelockt, der Bart nach damaliger Sitte zierlich gekräuselt, auf seinem blassen Angesichte las man das Glück der Liebe, und aus seinen Augen blitzten nicht jene unangenehmen Funken hervor. Und wie hübsch ließ dem jungen Manne der kriegerische Staat! Jedes Stück, von der bespornten Ferse bis zur stolznickenden Kopffeder war zierlich. Doch die Reiterpistolen in seinem Gürtel wären heute sicherlich überflüssig gewesen, da der schwere Säbel immer hingereicht haben würde, sich und seine theure Justina vo Unbilden zu schützen.

Justina wollte die sanfte Gemüthsstimmung ihres Bräutigams benutzen und ihm eine Eröffnung thun, die sie nur zu lange verschoben hatte. Mit kurzen Worten und sanfter Stimme sagte sie ihm, daß sie sein Weib nie werden könne.

Die reißenden Thiere der Wildniß sind schrecklich in ihrer Wuth, aber weit schrecklicher ist der Mensch, wenn er dem Zorne die Herrschaft über seinen unsterblichen Geist einräumt.

Kaum hatte Justina geendiget, als der Bräutigam vom Wagen sprang, seiner Leidenschaftlichkeit freies Spiel ließ, aller Vernunft beraubt, die Pistolen in wuthentbrannter Hast aus dem Gürtel riß und sie schnell auf Justina abfeuerte. Dieß geschah vor dem Paulusthore von Gräß in Gegenwart vieler Menschen, welche diese Gräuelthat, das Werk eines Augenblickes, nicht zu verhindern im Stande waren.

Besinnungslos starrte Sigmund auf seine sterbende Braut hin. Die Leidenschaft des Zornes wich jener der Liebe, kaum begriff er seine That. Er warf die Waffen von sich und hielt die mörderische Hand auf die klaffende Wunde. Das Volk schaarte sich inzwischen um sie herum. Ein mitleidiger Mönch raunte dem Mörder ins Ohr: „Fliehe! denn die Strenge des Gerichtes wird dich bald erreichen, und sie werden dann deinen Körper auf's Rad flechten." Noch immer stand der Unglückliche hart am Wagen; da faßte der Mönch ihn bei der Hand und

führte ihn durch das Gedränge der Menschen gegen die Leechkirche hinab. Dort bestand zu jenen Zeiten ein Asyl unter dem Namen salva guardia bekannt. Diese, Zufluchtsstätte war Jedermann und zu jeder Stunde bereit, den Räuber und Mörder nicht ausgenommen, schützend aufzunehmen, dort fand mancher Bösewicht augenblicklich Schutz gegen die Gerechtigkeit.

Das tödtende Blei hatte sich tief in die Brust des holden Fräuleins gegraben. Sie verschied, indem sie für ihren Mörder den Himmel um Verzeihung anrief. Ihr zarter Körper ruht nun auf dem Friedhofe der Leechkirche.

Inzwischen waren schon einige Hochzeitsgäste, auch Sigmund's Vater, Andreas Gussitsch, Ritter und Landmann in Krain, zu Grätz eingetroffen; der ehrwürdige Greis hätte solche Schande seines Hauses nimmer zu überleben gedacht. Er hatte seinem Kaiser tapfer und treu gedient, und als Oberst manchen blutigen Sieg über die Mohammedaner erfochten. Nimmer hätte der silberlockige Krieger vermuthet, daß er nach den Worten der heiligen Schrift „sein graues Haupt mit Kummer in die Grube legen werde."

Schon schwebte der Fluch auf den Lippen des gekränkten Vaters; aber er war ein edler guter Vater, welcher sein Gemüth besser zu bemeistern verstand als Sigmund. Er warf sich dem Kaiser zu Füßen, um dort Gnade für seinen unwürdigen Sohn zu erwirken. In Berücksichtigung des unglücklichen Greises wurde dem Mörder zwar das Leben geschenkt, er aber aus allen österreichischen Ländern für immer verwiesen; der greise Vater unterlag bald darauf dem Grame.

Sigmund irrte rastlos durch vieler Herren Länder, und trug mit sich die schwere Bürde des schuldbelasteten Gewissens. Endlich kam er auch nach Kärnten, wo die Stände dieses getreuen und altberühmten Landes eben gegen die Türken ein Korps freiwilliger Krieger warben. Er ließ sich unter fremdem Namen einschreiben, und zog freudig gegen den Feind, dem er gern ein Leben preisgab, welches für ihn keinen Werth mehr hatte. — Er fand bald was er suchte, und starb den Reitertod auf dem Felde der Ehre.

Wohl hatte sein rauhes Gemüth durch tausend widrige Erlebnisse mehr Weichheit und Geschmeidigkeit erlangt, er vermochte dann die Wallungen des Zornes zu meistern. Hätte er's doch früher versucht, und er wäre glücklich geworden, so aber traf ihn eine wohlverdiente Strafe.

Möchte doch der Mensch sich nie durch Zorneswuth zu dem grimmigen Thiere erniedrigen, und die Folgen dieses häßlichen Lasters erwägen, denn: „furchtbar ist der Mensch im Zorne."

Das steinerne Brot.

Nördlich bei dem kleinen Städtchen Windisch-Feistritz zieht sich eine Straße nach dem sogenannten Teufelsgraben hin, wo man an einer einsamen Mühle vorüber allgemach die Vorhügel des Bachergebirges hinansteigt. Am Anfange jener Straße stand vor etwa zwei Jahrhunderten ein Haus eben so weit von den letzten Häusern des Städtchens entfernt, als von der ersten Hütte im Weinberge. Dieses Haus bewohnte ein Bäcker, ein reicher Mann, aber geizig, böse und so wenig beliebt, daß man ihn allgemein den wilden Heinrich nannte. Weder Weib noch Kind hielt es bei ihm aus und er war froh, daß sie ihn verließen und anderwärts ihr Fortkommen suchten. Seinen Knecht mißhandelte er, er war mehr als einmal nahe daran, sein Gewerb aufgeben zu müssen.

Der dreißigjährige Krieg hatte damals eine gar schlimme Wendung genommen. Die Türken drangen gegen die steirische Gränze vor, das Land mußte Alles aufbieten, um seinen Grund und Boden gegen diese bösen Gäste zu bewahren. Der Einwohner Hab und Gut schmolz, die Lebensmittel vertheuerten sich, und der Hunger sah bereits aus manchen hohlen Augen. Das war die Zeit für den Wucher. Auch der wilde Heinrich verabsäumte es nicht seine Kästen und Scheunen zu füllen und den Leuten für gute Münze schlechtes Brot zu verabreichen. Endlich stellte er sein Geschäft ganz ein und zehrte, unbekümmert um die Noth seiner Mitbürger, deren dringende Forderungen ihm lästig zu werden anfingen, von seinem aufgehäuften Vorrathe. Dessen ward das Volk überdrüssig, weil es wußte, daß er Mehl in Menge hatte, klagte ihm seine Noth und bat ihn um Brot; er aber verschloß sein Ohr und seine Thür, und war taub für die Bitten der Armuth.

Eines Abends pochte es einst am Fenster seines Ladens; brummend sah er hinaus und erblickte ein halbverhungertes Weib mit einem Kindlein im Arme, welches eher todt als lebendig schien. „Was wollt Ihr?" grollte er die Stöhnende an. — „Ach! nur einen Bissen Brot," jammerte sie, „ich bin sterbens matt, wenn Ihr mir nicht helft, so ist es um zwei Leben geschehen. Die Leute in der Stadt, die selbst darben, weisen mich zu Euch. Ihr habt Vorrath. — Gebt mir nur ein Stück und mein Dank wird Euch tausendfältigen Segen bringen. Gebt mir nur ein Stück!"

„Sollt ich einen ganzen Laib haben," grinste der wilde Heinrich hinaus, denn er gedachte ein Schelmenstück zu vollführen, welches ihm alle ähnlichen Besuche in Zukunft fern hielte. Er ging demnach in die Hausflur, wo ein großer runder Stein lag, nahm denselben und reichte ihn dem lechzenden Weibe, dem die Augen voll Dankesthränen standen, zum Fenster hinaus. — „Da habt, und laßt mich künftighin in Ruhe!" — Und polternd schlug er das Fenster zu.

Dem Danke des betrogenen Weibes folgte das gräßliche Lachen der Verzweiflung und diesem der Fluch: „Möge auch dir einmal, Abscheulicher, im Augenblicke, wo du das Brot am nöthigsten hast, das Brot zu Stein werden.“

Am andern Morgen fand man den Leichnam des abgezehrten Weibes mit einem todten Kinde an der Brust. Jedem andern als dem wilden Heinrich hätte das Schaudern erweckt; er aber dachte sich: „die wird mir nicht mehr lästig fallen!“ und belachte heimlich seinen unmenschlichen Schalksinn.

Und immer düsterer gestalteten sich die Zeiten. Die Bauern erhoben sich im wilden Tumulte und trugen die Fahne des Aufruhrs bis Studenitz. In dieser Gefahr sorgte wohl Jeder, der etwas zu verlieren hatte, für das Seinige. — Vor allem aber ging's den Geizhälsen und Wucherern nahe. So verließ denn auch der wilde Heinrich seine Behausung nächst Feistritz und zog sich in eine einsam stehende Hütte in des Bachers Urwaldung, wo, wie er hoffte, kein Bauerntumult ihn erreichen könnte. Dort, in menschenleerer Einöde, hauste er nun, reichlich versehen mit Lebensmitteln auf eine geraume Zeit und spöttisch über die Armen hinwegsehend, die im Thale mit Hunger, Armuth und Aufrührern zu kämpfen hatten.

Aber der Arm des Herrn wußte ihn auch im einsamen Walde zu finden. Ein strenger Winter folgte dem unheilvollen Sommer. Vom halben Christmonate an schneite und stürmte es, als ob der Himmel sich in Flocken auflöste. Haushoch lag der Schnee in den Hohlwegen. Auf den Ebenen war kein Rauch zu erkennen, denn weithin war Alles eine weiße glatte Fläche, aus welcher die schneebedeckten Häuser wie Grabsteine hervorragten. Fürchterlich aber waren die Schneemassen im Walde aufgethürmt. Von Heinrichs Hütte sah kaum mehr das Dach hervor; er aber kümmerte sich nicht darum, sondern pochte auf seine Vorräthe, welche noch für lange Zeit auszureichen schienen. Allein sie schmolzen von Tag zu Tag mehr; immer häufiger und dichter fiel der Schnee und es war kein Absehen auf besseres Wetter. Heulend pfiff eines Abends der Wind durch die mächtigen Baumstämme, die sich knarrend an einander rieben. Wie Sand rieselte der Schnee an den Fensterscheiben, die jeden Morgen frisch gereinigt werden mußten; schneidende Kälte drang durch alle Fugen, als der wilde Heinrich zum ersten Mal besorgt in seine Brotkammer ging, um nachzusehen wie viel noch wohl vorhanden sei. Da lagen sie zu seiner Herzensfreude die schönen Laibe wohl bewahrt vor Feuchtigkeit und Schimmel. Mit Wonne langte er hin um sie wohlbehaglich zu wägen und zu beschauen; aber wie entsetzt fuhr er zurück, als der nicht vorbereiteten Hand der Korb ob seiner Schwere entglitt und polternd wie ein Mühlstein am Boden hinkollerte. Er faßte ängstlich nach dem zweiten und dritten Laibe, auch diese waren hart und schwer wie Steine, waren, als er sie beim flackerndem Kienspahne betrachtete, wirklich Stein und predigten ihm durch ihr Hinabrollen mit gräßlichem Geprassel: „Gedenke des Fluches, den die verhöhnte Noth gegen dich ausgestoßen.“

Da sträubte sich zum erstenmal in seinem Leben vor Todesangst sein graues Haar, kalte Schweißtropfen rannen über seine Stirn, seine Augen schienen das Bild der Sterbenden, die er verspottet, vor sich zu sehen, seine Ohren ihre Verwünschungen zu hören. Grinsend starrten die bereiften Tannen herein und knarrten ihm ein schauerliches Sterbelied, während der Sturm geschäftig war, seine Hütte, als seinen Sarg, über ihn mit eiskristallenem Deckel zu bedecken. Ein Gedanke, den er bisher noch nie gedacht, fiel plötzlich wie ein Blitzstrahl von oben in seine schwarze Seele: der Gedanke von Gottes Barmherzigkeit. In innerster Zerknirschung warf er sich auf den Boden hin und that das Gelübde, dem Herrn auf der höchsten Spitze des Bachers über ihm ein Kirchlein zu bauen, und durch Wohlthaten für seine Sünden Genugthuung zu leisten, wenn er ihn nur dießmal vor dem Hungertode bewahrte.

Eine blitzende Sternschnuppe zuckte wie ein Wink der Gewährung, plötzlich am Nachthimmel hin, welcher indeß sich ausgeheitert hatte und warf ein blendendes Licht durch die schmalen Fensterchen auf den Boden der Hütte, auf welchem der wilde Heinrich in brünstigem Gebete lag.

Am andern Morgen fing ein lauer Südwestwind zu wehen an. In gewaltigen Massen rollte der Schnee von den Bergen hinab, von allen Zweigen flockte und tropfte es. Die Waldbäche rauschten entfesselt dahin und in drei Tagen war die Schneedecke so weit abgequollen, daß alle Stege und Pfade wieder sichtbar waren. Drei Tage lang mußte Heinrich auf seine Erlösung harren. Halbtodt vor Hunger und Ermattung langte er im Städtchen an.

Er erfüllte sein Gelübde treulich. Schon im nächsten Jahre erhob sich auf der Schneide des Bachers, etwa 6 Stunden von Feistritz aus über St. Martin hin, ein Kirchlein, welches weit hinabsieht in die östliche Ebene bis in das Herz von Ungarn, dessen Plattensee wie ein flimmernder Metallschild am fernsten Raume des Gesichtskreises hinüberblickt. Das Kirchlein ist noch jetzt St. Heinrich zubenannt, und am Feste des Schutzpatrons schweigen alle Aexte in den einsamen Holzschlägen und die kräftigen Bewohner des Bachers klimmen den Bergrücken in frommer Andacht empor, und beten, vielleicht unbewußt, für die arme Seele dessen, welcher büßen mußte für und durch ein steinernes Brot.